

Karl Eibl.

Ideengeschichte – naturalistisch?

Die Geisteswissenschaften gleichen zuweilen großen Verschiebebahnhöfen, auf denen die alten Waggons immer wieder einmal an eine neue Lokomotive gehängt werden, der man gerade besondere Zugkraft zutraut. Seit ein paar Jahren gibt es da eine Lokomotive namens ‚Wissen‘.¹ Früher sprach man in vergleichbaren Zusammenhängen von ‚Ideen‘, von ‚Gedanken‘, ‚Problemen‘, ‚Begriffen‘, ‚Diskursen‘ ... Solche Umbenennungen sind nicht immer als bloße Moden abzutun, sondern sie können auf Eigenschaften und Zusammenhänge aufmerksam machen, die nicht genügend beachtet worden waren. ‚Wissen‘ hat z. B. gegenüber ‚Ideen‘ den Vorzug, dass die betreffenden Inhalte stärker an ‚wissende‘ Personen in ihrer historischen Existenz und Bedingtheit gebunden sind, während ‚Ideen‘ leicht ein platonisierendes Eigenleben² gewinnen, das durch empirische Personen nur gestört wird. Zudem bringt der Begriff des ‚Wissens‘ aus seinem aktuelle Rekrutierungsbereich, der Philosophie Foucaults, auch den Anspruch mit sich, dass damit kein bloßer Gedankenhaufe gemeint sei, sondern ein geordnetes Tableau, dessen Zusammenhänge sich gar in Art einer ‚Poetik‘ oder ‚Poetologie‘ erfassen lassen. Aber damit entsteht schon wieder eine gewisse Spannung. Denn je geordneter ein solches Tableau ist, desto selbständiger und stabiler ist es und desto weniger braucht es personale Träger. Wenn dann die Interpretenphantasie auch noch hemmungslos in die Welt der Analogien greift und Ähnlichkeiten als wesenhafte Identität deutet, stehen wir vor einer neuen Variante des Platonismus. Diese verschwistert sich dann mit der alten Neigung, Begriffe zu dehnen, Unterscheidungen zu verwischen und Äquivokationen als Offenbarungen auszubeuten. Umstritten ist dann, ob man jede beliebige Überzeugung als ‚Wissen‘ bezeichnen soll oder nur jede ‚wahre, gerechtfertigte Meinung‘, wie das in der philosophischen Tradition der Brauch war und in der Alltagssprache weithin noch ist. – Letzten Endes handelt es sich um Definitionsfragen. Sie beziehen sich auf einen Begriff, der auf Grund seiner Herkunft aus der Alltagssprache eine riesige Aura von Bedeutungsmöglichkeiten bereithält, je nachdem, in welchem Kontext er gebraucht wird.

Apriorisches Wissen: Die adaptive Werkzeugkiste

Es gibt eigentlich einen großen Konsens, der von Platon über Descartes und Kant bis zu den heutigen Naturalisten reicht: Dass die Menschen nämlich nicht nur mit einer physischen, sondern auch mit einer mentalen Grundausstattung versehen sind, die vor aller Empirie und Erziehung wirkt und Empirie und Erziehung überhaupt erst möglich macht.³ Dieser nativistische

¹ Einen Überblick gibt Ralf Klausnitzer: *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin, New York: de Gruyter 2008.

² Man wird hier vielleicht Ausführungen über das Mem vermissen. Ich habe den Eindruck, dass die Missverständnisse, die sich um den Begriff des egoistischen Gens ranken, beim egoistischen Mem zu voller Blüte kommen. Die scheinbar biologisch inspirierte Memetik oder Mem-Theorie kennt handelnde Menschen nur als Vollzugsorgane autonomer Meme und repräsentiert damit eine naturalistische Neuformulierung des alten Idealismus.

³ Selbst radikale Kulturalisten leugnen das nicht ernsthaft, sondern erklären diese Voraussetzungen einfach für unwichtig. So setzen z. B. Peter L. Berger/Thomas Luckmann in ihrem Grundbuch des Sozialkonstruktivismus (*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/Main: Fi-

Konsens zerbricht allerdings sofort, wenn man nach der Herkunft oder den Ursachen der Grundausrüstung fragt. Man kann die Herkunft religiös erklären. Gott lässt uns nicht irren, jedenfalls nicht in wesentlichen Dingen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese religiöse Erklärung dann anonymisiert und verschleiert, indem man eine ursprüngliche Einheit von Subjekt und Objekt hypostasierte und finstere Mächte späterer Zeit (z. B. die Aufklärung) dafür verantwortlich machte, dass von dieser Einheit nur noch eine getrübtete Erinnerung geblieben ist. Es ist kein Zufall, dass dies auch die hohe Zeit einer Dichtung mit stark religiöser Emphase war: Man konnte Deutungsarbeiten an sie delegieren, ohne dass man sie beim Wort nehmen musste. Aber wenn man der Minimalprogrammierung neuzeitlicher Rationalität folgt, dass unsere Auffassungen nämlich mit dem jeweiligen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis kompatibel sein sollten, dann spricht seit 1859, seit Darwins *Entstehung der Arten*, alles für die Auffassung, dass unsere ‚eingeborenen Ideen‘ Produkte der Evolution, d. h. der natürlichen Selektion durch die Umwelt sind.⁴

Ich werde mich im Weiteren einer Metapher bedienen, die Gerd Gigerenzer u. a. eingeführt haben, um die angeborene kognitive (kognitiv-normativ-emotionale, s. u.) Ausstattung des Menschen zu beschreiben, nämlich der Metapher von der ‚adaptive toolbox‘, also der adaptiven Werkzeugkiste.⁵ Die Metapher ist kompatibel mit einem zentralen Konzept der evolutionären Psychologie, nämlich dem der ‚Modularität‘.⁶ Es besagt, dass unsere mentalen Fähigkeiten sich in der Auseinandersetzung mit konkreten Dauerproblemen zu problemspezifischen Verhaltensprogrammen (‚dedicated intelligence‘) entwickelt haben. Die Entstehung einer allgemeinen Intelligenz (‚general intelligence‘) ist ein relativ spätes Phänomen und bedarf besonderer Erklärung. Die apriorischen Werkzeuge unserer Umweltbeziehungen wurden für schnelle und rationale („fast and frugal“) Entscheidungen unter den Bedingungen von Zeit-, Informations- und Ressourcenknappheit entwickelt. Das ist die Ursache dafür, dass wir mit unserer natürlichen Ausstattung in komplexeren Zusammenhängen immer wieder einmal scheitern. Die Grundausrüstung ist also nicht etwa, wie es den Lehren des Idealismus entspräche, mit besonderen Wahrheitsgnaden ausgestattet, sondern sie fällt immer wieder durch ihre Fehlbarkeit auf. Schon William James hatte die Ursache dieser Fehlbarkeit diagnostiziert,

scher 1980 u. ö.) explizit voraus, dass der Mensch „eine Disposition für Gesellschaft mit auf die Welt bringt“ (139), kümmern sich aber nicht weiter darum.

⁴ Als wichtigste Adressen sind zu nennen die Evolutionäre Erkenntnistheorie (z. B. Gerhard Vollmer: *Wieso können wir die Welt erkennen?* Stuttgart/Leipzig: Hirzel 2003) und die Evolutionäre Psychologie (z. B. David M. Buss (Ed.): *The Handbook of Evolutionary Psychology*. Hoboken: John Wiley 2005). Spezieller: John Tooby, Leda Cosmides, H. Clark Barrett: *Resolving the debate on innate ideas: Learnability Constraints and the Evolved Interpenetration of Motivational and Conceptual Functions*. In: Peter Carruthers, Stephen Laurence and Stephen Stich (Hg.): *The Innate Mind 1: Structure and Content*. NY: Oxford University Press 2005, 305-337. – In Buchform aus eigener Werkstatt: *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn: mentis 2005, sowie: *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.

⁵ Gerd Gigerenzer, Peter Todd and the ABC Research Group: *Simple Heuristics That Make us Smart*. Oxford UP 1999. *Bounded Rationality. The Adaptive Toolbox*. Hg. von Gerd Gigerenzer und Reinhard Selten. Cambridge M.A., London: MIT-Press 2001. Eine populäre Zusammenfassung Gerd Gigerenzer: *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*. München: Bertelsmann 2007.

⁶ Vgl. Peter Carruthers: *Simple heuristics meet massive modularity*. In: Peter Carruthers, Stephen Laurence and Stephen Stich (Hg.): *The Innate Mind 2: Culture and Cognition*. Oxford University Press 2006, 181-198.

nämlich dass die Natur die Lebewesen so gemacht hat, „dass sie *immer* in der Weise handeln, wie es in den *meisten Fällen* richtig ist.“⁷ Deshalb schnappe der Fisch auch nach solchen Würmern, die an einem Angelhaken befestigt sind. Statistisch hat sich dieses Verfahren bewährt, und für die Evolution ist nur die Statistik wichtig, nicht das Einzelschicksal. Ich will daraus keine radikal skeptizistischen Schlüsse ziehen. Aber jedenfalls entsteht ‚objektive‘ Erkenntnis nicht von selbst, sondern nur auf Grund einer entsprechenden Willensanstrengung und Disziplinierung.

Wenige Beispiele solcher angeborener kognitiver Vorurteile mögen genügen. Der intentionale Fehlschluss lässt uns z. B. vermuten, dass Ordnung allemal einen Plan voraussetzt und dieser ein planendes Subjekt.⁸ Diesem Vorurteil (das im zwischenmenschlichen Verkehr recht erfolgreich gewesen sein dürfte), verdanken die Theorie des ‚intelligent design‘ und manche Verschwörungstheorie ihre Plausibilität.⁹ Ähnlichen Ursprungs ist unsere Neigung zu monokausalem Denken. Der evolutionäre (‘ultimate’) Zweck dieser Regel ist klar: Unser kognitiver Apparat hat sich als erfolgskontrolliertes Instrument auf dem Felde des *Handelns* entwickelt. Wer unter den Bedingungen der Altsteinzeit vor einer Entscheidung zu viele Stellschrauben ausprobiert hat, war sehr schnell aus der Evolution ausgeschieden. Auch das Theorien-Ideal der Einfachheit – simplex sigillum veri oder Ockhams Rasiermesser – ist durch nichts zu rechtfertigen außer dadurch, dass einfache Theorien sich besser anwenden lassen als komplizierte. – Auch die Einteilung von Menschen nach äußeren Merkmalen ist für die erste Begegnung – statistisch – von Vorteil, gar nicht zu reden von ‚instinktiven‘ (und unbewussten) Rückschlüssen von ‚Schönheit‘ auf die Fertilität.

##Auf der Ebene der sprachlichen Codierung unseres Erfahrungsbestandes machen Urmeta-
phern für die Plausibilisierung ihrer Botschaft genetische Dispositionen nutzbar, die sich vor
langer Zeit in unsere Weltwahrnehmung eingegraben haben, weil sie das Überleben und die
Reproduktion förderten.¹⁰ So ist die Fähigkeit, männliche und weibliche Individuen zu unter-

⁷ William James: Psychologie. Übers von Marie Dürr. Leipzig: Quelle und Meyer 1909, 398.

⁸ Zur weltanschaulichen Dimension vgl. Ernst Topitsch: Erkenntnis und Illusion. Grundstrukturen unserer Weltanschauung. Tübingen: Mohr/Siebeck ²1988. Siehe dort besonders das Kapitel „Phylogenetische Voraussetzungen“, 36-53. Topitschs Arbeiten zur Weltanschauungskritik sind in den Geisteswissenschaften leider weitgehend ignoriert worden.

⁹ Von da aus lässt sich z. B. das Rätsel des ‚Autors‘ lösen, das unser Fach so lange beschäftigt hat: Michel Foucault hat in seinem berühmten Text ja nicht den Autor abgeschafft, sondern sich darüber gewundert, dass der Autorbegriff offenbar unentbehrlich ist, obwohl er nach seiner Theorie eigentlich hätte „verschwinden“ müssen. Ans Ende seines Essays hat Foucault fast trotzig ein Beckett-Zitat gesetzt: „Wen kümmert’s, wer spricht?“ (Michel Foucault: Was ist ein Autor? In: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez, Simone Winko (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart, 198-232, 227.) Nehmen wir die Frage ernst, dann lautet die Antwort: Den Leser/Hörer kümmert’s! Denn seit Urzeiten denken wir zu jedem Artefakt einen Hersteller, zu jeder sprachlichen Äußerung einen Sprechenden hinzu (eine „Ich-Origo“), weil in jenen frühen Zeiten, und manchmal auch heute noch, von der richtigen Einschätzung der Quelle einer Information das Leben und damit die Chance zur Weitergabe der Gene abhängen konnte. Vgl. (damals noch etwas unfertig) Karl Eibl: Der ‚Autor‘ als biologische Disposition, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez, Simone Winko (Hgg.), Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999, 47-60.

¹⁰ In diese Richtung gehen auch die Metapherntheorie von George Lakoff und Mark Johnson: Philosophy in the Flesh. The embodied Mind and its Challenge to Western Thought. New York: Basic Books 1999. Ich wünschte mir dabei allerdings eine detailliertere Berücksichtigung der Evolutionstheorie.

scheiden, gewiss ein Reproduktionsvorteil, doch genügen dann schon vage Anklänge, um daraus eine Plausibilitätsressource für alle möglichen Binär-Konstellationen zu gewinnen, von männlichen und weiblichen Elektro-Steckern bis zum Yin und Yang. Ein anderes Beispiel ist das Gleichgewicht. Wenn jemand das Gleichgewicht verliert, ist das ein äußerst gefährlicher Zustand. Entsprechend ist unsere Aufmerksamkeit unentwegt und ganz unbewusst auf Gleichgewicht gerichtet, und wir unterstellen allen möglichen unerwünschten Zuständen, dass sie sich außerhalb des Gleichgewichts befinden.¹¹ Noch fruchtbarer wurde ein anderer gefährlicher Zustand, nämlich der Verlust des Kontakts zur Gruppe (Rudel, Herde, Schwarm, Horde). Die Wiedervereinigung wurde zu einer angeborenen Idee, einem angeborenen kognitiven Strukturierungsschema, einer angeborenen 'Gestalt', mit der wir unsere Lebenssituationen zwischen 'nicht mehr' und 'noch nicht' ansiedeln und als hoffnungsvoll wahrnehmen können. Eingesetzt wird diese 'Gestalt' in den heterogensten Lebensbereichen. Die getrennten Liebenden ersehnen die Wiedervereinigung in der Literatur und im wirklichen Leben, die Hegelsche Geschichtsphilosophie und ihre idealistischen Vettern träumen gar von der Rückkehr Gottes zu sich selbst, die christliche Religion hat den tröstlichen Gedanken einer Wiederkunft des Erlösers, die Politik kennt den Gedanken der Wiedervereinigung nicht nur in der deutschen Geschichte, schon Ludwig XIV. betrieb seine Eroberungen als Réunions, auch die Volksrepublik China brennt vor Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit Taiwan. Und klingt Kernfusion nicht viel einschmeichelnder als Kernspaltung?¹² -

Aposteriorisches Wissen: Die Rolle der Erfahrung

Wenn man den Blick auf die apriorische Grundausstattung zu richten bittet, kommt unweigerlich sogleich der Verdacht, dass solcher ‚Biologismus‘ den Menschen als Kulturwesen ignoriere. Tatsächlich aber ist der Zusammenhang von Biologie und Kultur zentral für jede bioanthropologische Überlegung. Selbst das angeborene ‚Wissen‘, das den Säugling anleitet, den Weg zur Brustwarze zu finden, wird noch vor der Geburt durch den Geruch des Fruchtwassers geprägt,¹³ und auch so elementare Lebensfunktionen wie der Schmerz können durch entsprechende soziale Konditionierungen modifiziert werden (was wiederum zu der törichten Behauptung führen kann, Schmerz sei ein rein kulturelles Phänomen). Auch die ‚Idee‘, dass die Dinge dieser Welt nach Ursache und Wirkung miteinander verknüpft sind, also die Kategorie der Kausalität, dürfte sich zwar seit Urzeiten sowohl als Erklärungs- als auch als Handlungsmaxime bewährt haben, aber je nach Umständen verschieden angewandt worden sein (Ursache für das alte Vorurteil über die ‚prärationale‘ Natur des ‚wilden‘ Denkens). Man wird in der Tat kaum höhere Fertigkeiten finden, die im Lauf des Lebens keine kulturelle Modifikation erfahren oder zumindest erfahren können, ja, alle wichtigeren Eigenschaften des Menschen entstehen überhaupt erst durch kulturelle Füllung, wären aber unmöglich ohne biologische Disposition. Musterbeispiel ist die Sprache. Selbstverständlich sind Sprachen uns

¹¹ Josef H. Reichholf: Stabile Ungleichgewichte. Die Ökologie der Zukunft, Frankfurt/Main 2008.

¹² Karl Eibl: Epische Triaden. Über eine stammesgeschichtlich verwurzelte Gestalt des Erzählens. In: Journal of Literary Theory 2.2 (2008), 197-208.

¹³ B. Schaal, S. Doucet, R. Soussignan, M. Rietdorf, G. Weibchen, W. Francke. The Human Breast as a Scent Organ: Exocrine structures, Secretions, Volatile Components, and Possible Functions in Breastfeeding Interactions. In: J. L. Hurst, R. J. Beynon, S. C. Roberts, T. D. Wyatt (eds.): Chemical Signals in Vertebrates 11. New York: Springer 2008, 325-235

nicht angeboren, wir müssen sie lernen. Wohl aber ist uns ein Programm des Spracherwerbs angeboren. Es ist der eben erwähnte angeborene Hang zu monokausalem Denken, der das Denken immer wieder in ein starres Entweder-Oder einmünden lässt ...

Neben die kulturelle Vervollständigungen angeborener Dispositionen durch Umwelterfahrungen tritt noch ein zweiter Mechanismus. Auch über ihn hat bereits William James Richtungsweisendes gesagt. James meinte, dass die höheren Tiere und vor allem der Mensch nicht etwa weniger Instinkte hätten als die niederen, sondern sehr viel mehr. Allerdings stünden diese Instinkte in Konkurrenz zueinander. „*Sie widersprechen einander, so dass die Erfahrung in jedem Anwendungsfall über den Ausgang entscheidet. Das btr. Tier macht dann nicht mehr den Eindruck eines ‚instinktiv‘ sich verhaltenden und scheint ein Leben voll der Überlegung und der Wahl, ein intellektuelles Leben zu führen; jedoch nicht deshalb, weil es keine Instinkte hat - sondern vielmehr weil es so viele besitzt, dass sie sich gegenseitig den Weg versperren.*“¹⁴ Die Widersprüchlichkeit der Instinkte schafft Raum für Entscheidungen, die auf Erfahrung beruhen.

Erfahrungen also sind es, mit denen biologische Anlagen vervollständigt und/oder Entscheidungen zwischen konkurrierende Anlagen herbeigeführt werden. Dieses Zusammenspiel von ‚Nature‘ und ‚Nurture‘ wird man grundsätzlich auch schon im Tierreich auffinden können. „*Es ist klar, dass in einem mit Gedächtnis begabten Tier jede instinktive Handlung aufhören muss, ‚blind‘ zu sein, wenn sie einmal wiederholt wird.*“¹⁵ Für den Bereich menschlichen Verhaltens aber ist neben der individuellen Erfahrung der kollektive gespeicherte Erfahrungsschatz von besonderer Bedeutung. So lässt sich nämlich das vielbesprochene ‚kulturelle Gedächtnis‘ für unser Modell nutzbar machen.¹⁶ Die Menschensprache macht es möglich, dass zu den individuellen Erfahrungen auch in großem Umfang kollektiv gespeicherte Erfahrungen treten, sozusagen Weltkonserven: Kultur.¹⁷ Wissen kann mittels der Darstellungs- oder Vergegenständlichungsfunktion der Sprache weitgehend verhaltensunabhängig gespeichert werden, und die Anwendung des Wissens tritt dann als ein eigener Akt auf, für den es erst eines Entschlusses bedarf. Wenn Antrieb und Handlung derart auseinander treten, entsteht jener Hiatus, in dem Arnold Gehlen praktisch die ganze Kultur ansiedelt.¹⁸ Hier kann dann das Wissen abgerufen werden, das die Entscheidungen zwischen Handlungsalternativen anleiten kann.

¹⁴ James: Psychologie (Anm. 7), 398. Hervorhebungen im Original. Siehe auch William James: The Principles of Psychology. 2 Bde. New York: Dover o. J (Erstausgabe 1890), Bd. 2, 393.

¹⁵ James: Psychologie, 396.

¹⁶ Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck ³2000. Man wird allerdings gut daran tun, die kommunikative Verarbeitung und Stabilisierung von individuellen Erfahrungen nicht auf Hoch-(Schrift-) Kulturen zu beschränken. Gegen eine solche Einschränkung des Medialen hat z. B. Ludwig Jäger mehrfach protestiert. Vgl. Ludwig Jäger. Medium Sprache. Anmerkungen zum theoretischen Status der Sprachmedialität. In: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 54 (2007), H. 1, 8-24

¹⁷ Dazu Eibl: Kultur.

¹⁸ Arnold Gehlen: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden: Quelle und Meyer ¹³1997.

Das Wissen des Säuglings ist instrumentelles Wissen. Mehr noch: Alles Wissen, das mit biologischen Kategorien zu fassen ist, ist instrumentelles Wissen, auch wenn es Wissen mit hohem Erfahrungsanteil ist. Daher die Metapher vom Werkzeug. Solches instrumentelles oder Handlungswissen gilt aber in manchen philosophischen Milieus als Wissen minderen Ranges, über das sich ein anderes Wissen wölbt, etwa die Schau der Ideen oder, wie es z. B. Max Scheler wollte, das Bildungswissen als Partizipation am Ganzen der Welt oder das Heils- und Erlösungswissen, das sich als liebendes Einswerden mit dem Prozess des Seins versteht. Tatsächlich gibt es eine Fülle von Ideen, vor allem solche mit starker kultureller Komponente, denen man allenfalls auf kühnen Umwegen einen biologischen Wert zuschreiben kann, etwa die Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, oder auf der Metaebene, dass diese Ideen Postulate der praktischen Vernunft seien, oder die Idee, dass Maria leiblich in den Himmel aufgenommen wurde. Ihre Kenntnis gewährt gewiss Vorteile in bestimmten Milieus, aber es wird schwer sein, diese Vorteile auf die *Anwendungen* solchen Wissens zurückzuführen. Die instrumentalistische Auffassung muss eine ganze Menge an Gedanken ins Reich des Unsinn verweisen, wenn sie konsequent durchgeführt werden soll. Und das geschieht ja auch bei einigen neueren biologisch inspirierten Religionskritikern. Damit ist das Problem allerdings nicht erledigt. Denn es bleibt dann die Frage, weshalb die Menschen überhaupt solchen Unsinn produzieren und irgendwie auch für wahr halten.¹⁹

Ursprünge der ‚höheren‘ Ideen I: Problemdelegation

Als erste Voraussetzung für die Produktion ‚unnützer‘ Ideen ist die Distanz zur Vitalbasis zu nennen. Sie ist auch schon als kurzphasiges nachdenkliches Innehalten bei Tieren beobachtet worden. Berühmt wurden Wolfgang Köhlers *Intelligenzprüfungen an Menschenaffen* von 1917,²⁰ in denen u. a. davon berichtet wird, wie ein Schimpanse einen unerreichbaren Leckerbissen am Käfigdach schließlich doch erobert, indem er mehrere im Käfig herumstehende Kisten auftürmt. Die Nachdenkpause, in der der Affe seine Strategie entwickelt, kann durchaus als Hiatus im Sinne Gehlens verstanden werden. Sie ermöglicht ihm ein Heraustreten aus den starren Verhaltensprogrammen und einen *improvisierenden* Stil des Problemlösens.²¹ Eine zweite, verwandte Methode des Problemlösens ist gleichfalls von Köhler beobachtet worden. Er spricht von *Umwegverhalten*. Man könnte auch von *Problemzerlegung* sprechen.²² Wenn der Schimpanse zwei Stöcke hat, einen kurzen und einen langen, und mit dem Kurzen nicht bis zum Leckerbissen kommt, den langen aber nicht in seiner Reichweite findet, dann benutzt er erst den kurzen, um den langen zu sich heranzuziehen, und dann benutzt er den lan-

¹⁹ Ein beliebtes biologische Argument ist in solchen Fällen das Handicap-Prinzip: Gerade ‚sinnlose‘ Verhaltensarten ‚beweisen‘ besondere Vitalität und werden deshalb bei der Zuchtwahl vom anderen Geschlecht prämiert. Dieses Argument ist sicherlich nicht falsch, aber es ist eine passe-partout-Erklärung, die jeweils noch genauer spezifiziert werden muss. Nicht jeder Unsinn wird evolutionär prämiert! Vgl. Amotz Zahavi, Avishag Zahavi: Signale der Verständigung. Das Handicap-Prinzip. Frankfurt/Main: Insel 1998.

²⁰ Dritte Auflage Berlin u.a.: Springer 1973.

²¹ *Improvisational intelligence* als Komplementär-Terminus zur *dedicated intelligence* wurde benutzt von Leda Cosmides, John Tooby: Unraveling the Enigma of Human Intelligence: Evolutionary Psychology and the Multimodular Mind. In: R. J. Sternberg und J. C. Kaufman: The Evolution of Intelligence. Hillsdale NJ 2001, 145–198.

²² Zu Improvisation, Problemzerlegung und Problemdelegation vgl. auch Karl Eibl: „Alles Leben ist Problemlösen“ - nach 40 Jahren. In: Scientia Poetica 15 (2011) (im Druck).

gen, um den Leckerbissen zu angeln. Improvisationen und Problemzerlegungen sind inzwischen auch bei einer Reihe von anderen Lebewesen nachgewiesen, können also im Prinzip als Tiererbe angesehen werden.

Hier will ich eine andere Methode hervorheben, der speziell die Menschen die immense Leistungsfähigkeit ihrer kognitiven Funktionen verdanken und die auch die Leistungen von Improvisation und Problemzerlegung bedeutend steigern kann: Menschen können auf Grund der Beherrschung einer Darstellungssprache nicht nur gemeinsame Erfahrungs-Pools anlegen und nutzen, sondern sie können ungelöste oder im Moment als unlösbar erscheinende Probleme an andere Menschen delegieren, die zeitweilig dafür ernährt werden, dass sie an einer Lösung dieser Probleme arbeiten. Diese Möglichkeit der *Problemdelegation* entlastet von unmittelbarem Problemdruck, ermöglicht aber trotzdem, an dem Problem weiterzuarbeiten. Darüber hinaus können auch alte Ideen durch Delegation erhalten bleiben, die im Moment gar keine Bedeutung haben. Spezialisierung, Arbeitsteilung, funktionalen Differenzierung sind Titel, unter denen diese Erscheinung schon lange bedacht wurde.

Man kann sich solche Delegation in zwei Dimensionen angeordnet denken, in einer Breitenstreuung und in einer Tiefenstaffelung. Zur Breitenstreuung: Wenn Individuum A die Steinbeile herstellt und Individuum B sie verwendet, dann kann die Problemfront an beiden Stellen, sowohl bei der Herstellung wie auch bei der Verwendung, sehr viel weiter vorgeschoben werden; es entstehen Herstellungsexperten und Verwendungsexperten, die durch ihre Spezialisierung zu besonderen Leistungen fähig sind. Allerdings müssen sie, wie uns die Systemtheorie lehrt, auch das Folgeproblem der Verknüpfung beider Leistungen lösen. – Die Tiefenstaffelung lässt sich vielleicht in aller Kürze am heutigen Begriff der Grundlagenforschung illustrieren. Es handelt sich dabei um jene kognitiven Aktivitäten, deren Ergebnisse nicht unmittelbar praxisrelevant sind, die aber dafür eine Art universaler Relevanz beanspruchen. Das Paradigma dafür ist heute die Physik. Aber ähnliche Ansprüche kann, nicht zu Unrecht, die Sprachwissenschaft anmelden, auch die Psychologie, die Mathematik, die Biologie, vielleicht sogar die Volkswirtschaftslehre und weithin noch immer die Religion.

Wir verdanken den Techniken der Improvisation, der Problemzerlegung und der Problemdelegation eine immense Erweiterung unserer Problemlösungs- und Ideenkapazität, aber auch manche intellektuelle Bewegung, die von Vitalproblemen weit entfernt ist, unter Umständen deren Lösung sogar behindert. Denn die Möglichkeit einer Distanz zu den Vitalproblemen entlastet nicht nur vom Stress des kurzfristigen Reagierenmüssens, sondern auch von der Erfolgskontrolle durch Gelingen und Misslingen unserer Handlungen. Die Ideen können dann so weit vom Problemdruck abgekoppelt und entreferenzialisiert werden, dass sie nicht mehr falsifiziert werden können – außer durch den Zusammenbruch oder das Hinsiechen ganzer Systeme.²³

²³ Jetzt eine sehr umfassende Übersicht großräumiger Zusammenhänge: Jared Diamond: Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen. Frankfurt am Main 2005. Diamond operiert mit fünf Parametern, deren letzter eine Art Metafaktor, nämlich die Problemsensibilität der betreffenden Gesellschaften, ist.

Ursprünge der ‚höheren‘ Ideen II: Logik, Systematik, Vollständigkeit

Die Ideen des biologischen Apriori haben von sich aus keine eigene Ordnung. Dass die Brustwarzensuche des Säuglings und die Kausalität, die Schmerzverarbeitung und vielleicht auch noch die Idee der Unsterblichkeit mehr oder weniger in eine Ebene gestellt werden, ist vermutlich ein Musterbeispiel für das, was die Philosophen einen Kategorienfehler nennen würden.²⁴ Die ‚Ordnung der Dinge‘ (oder nur der Wörter?) wird sträflich vernachlässigt. Die Werkzeuge in der Toolbox sind von ganz unterschiedlicher Art, nicht systematisch, sondern am Leitfaden der Selektion durch die Umwelt entstanden, und die Module der Evolutionären Psychologie sind womöglich noch disparater.²⁵ #Aber das gilt natürlich nur dann, wenn man die Unterscheidungen der philosophischen Tradition dogmatisiert. Der realwissenschaftliche Ansatz legt andere Unterscheidungen nahe, die mit den philosophischen nur teilweise zur Deckung kommen.

Denn völlig ungeordnet ist der Werkzeugkasten keineswegs. Die Heterogenität der Module betrifft deren Entstehung, jedoch ist für deren spätere Verwaltung ein gewisses Maß an Ordnung unentbehrlich, damit man die Werkzeuge rasch findet, wenn man sie braucht. Allerdings ist es keine Ordnung, die irgendwie die Ordnung des Universums widerspiegelt. Wichtig ist vielmehr, dass man die Schraubenzieher nicht mit den Sägen und die Hämmer nicht mit den Bohrern mischt. Das wären – Kategorienfehler auf instrumenteller Ebene. Auch für den Werkzeugkasten gibt es also so etwas wie Logik und Systematik. Logik und Systematik sind aus biologischer Perspektive Meta-Tools - Instrumente der Verwaltung individueller und kollektiver Erfahrungen. Das gilt für die deduktive Logik, aber auch für die Verallgemeinerungen der induktiven Logik, die zwar weit weniger streng ist, dafür aber Gehaltserweiterungen erlaubt. Beide haben durchaus den Charakter von Instinkten. Denn von einer korrekten Verwaltung von Erfahrungen hing/hängt das Überleben ab. Wer sieht, wie ein Leopard den Stammesgenossen tötet, wird diese Erfahrung (induktiv) verallgemeinern und aus dieser Verallgemeinerung (deduktiv) Schlüsse für die nächste Begegnung mit einem Leoparden (oder mit einer anderen Raubkatze) ziehen. Ebenso wichtig sind Erfahrungen mit Nahrungsquellen und deren Pflege. Das gilt schon im Tierreich, aber sehr viel mehr beim Menschen, der als Bewohner der ‚kognitiven Nische‘ gerade bei seinen artspezifischen Leistungen nicht direkt auf die Umwelt reagiert, sondern auf deren kulturelle Modellierung durch das kollektive ‚Ge-

²⁴ Zu den Unarten mancher heutigen sprachanalytischen Philosophen gehört, dass sie sich zwar kritisch gegenüber fremdem, aber dogmatisch gegenüber dem eigenen Sprachgebrauch verhalten. Musterbeispiel dafür, wie man auf dieser Grundlage ‚Kategorienfehler‘ bei anderen ermitteln und sich selbst immunisieren kann, ist M.R. Bennett und P.M.S. Hacker: *Philosophical Foundations of Neuroscience*. Malden/Oxford/Carlton: Blackwell 2003.

²⁵ Beispiel einer Aufzählung: „a face recognition module, a spatial relations module, a rigid objects mechanics module, a tool-use module, a fear module, a social-exchange module, an emotion-perception module, a kin oriented motivation module, an effort allocation and recalibration module, a child care module, a social inference module, a sexual-attraction module, a semantic-inference module, a friendship module, a grammar acquisition module, a communication-pragmatics module, a Theory of mind module, and so on“. John Tooby und Leda Cosmides: *The Psychological Foundation of Culture*. In: Jerome H. Barkow, Leda Cosmides, John Tooby (Hgg.): *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. New York: Oxford University Press 1992, 20-136, hier: 113.

dächtnis'.²⁶ Hier kommt dann auch die Systematik als Ausdruck des Wunsches nach Vollständigkeit ins Spiel. Systematik bedeutet ja unter anderem: Alles ist besetzt.

Je weiter die Ideenproduktion durch Delegation von der Vitalbasis abgekoppelt wird und sich damit der unmittelbaren instrumentellen Erfolgskontrolle entzieht, desto mehr Bedeutung erhalten Logik, Systematik und Vollständigkeit. In diesen Bereich also gehören Ideen wie die Postulate der praktischen Vernunft oder die Idee des Todes fürs Vaterland oder die Idee der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Diese letztere Idee, die der ‚Himmelfahrt‘ Mariens, mag hier als Beispiel herausgehoben werden. Sie reicht ins Frühchristentum zurück, ist aber erst 1950 von Pius XII. zum Dogma erhoben worden. Natürlich hat die Verkündung solcher Dogmen auch immer eine politisch-praktische Funktion. Aber auch diese können sie nur dann erfüllen, wenn sie ein Mindestmaß an innerer Plausibilität besitzen. Die Lehre von der ‚Himmelfahrt‘ ist durchaus logisch begründbar, so dass sie als ‚wahres, begründetes Wissen‘ erscheinen kann. Denn bekanntlich wird die Erbsünde ja bei der Empfängnis übertragen. Das 1854 verkündete, aber gleichfalls sehr viel ältere Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens besagt, dass bei Maria eine Ausnahme gemacht wurde. Sie wurde unbefleckt, d. h. ohne Übertragung der Erbsünde empfangen und hat auch später mangels ‚Concupiscentia‘ keine Sünde auf sich geladen. Es ist deshalb nur logisch, dass sie auch der Läuterung im Fegfeuer nicht bedarf und mit der Auferstehung ihres Fleisches nicht bis zum Jüngsten Gericht warten muss. Unbefleckt empfangen wiederum wurde sie deshalb, weil sie nur so ein angemessenes Gefäß für den Sohn Gottes sein konnte. Denn irgendwie muss der Messias ja auf die Erde kommen. Der geläufige Weg solcher Geburt führt aber nun einmal über eine Frau ... - Man kann die Geschichten dann weiter hinabspinnen bis in den vitalrelevanten Bereich, bis zu dem Leidensdruck, den wir in unserem irdischen Dasein immer wieder einmal wahrnehmen und der am ehesten durch das Prinzip Hoffnung zu ertragen ist: Zum Überleben und Fortpflanzen war es allemal – statistisch! - vorteilhafter, sich eine Erlösung aus diesem Leidensdruck vorzustellen und kräftig auf diese hinzuarbeiten.²⁷ Die gegenteilige, allenfalls defensiv wirkungsvolle Idee einer stetigen Präzipitation in den Abgrund kann sich eigentlich nur in kulturellen Schonräumen festigen, welche die biologische Selektion abpuffern, während die Idee eines steten Aufstiegs zum Besseren die Vitalität ihrer Träger stärkt und ihnen die besseren Überlebens- und Fortpflanzungschancen verschafft. Das Übrige, bis hin zur leiblichen Aufnahme Mariens, sind dann Versuche, diesen schwer begründbaren, aber reproduktionsfreundlichen Gedanken des Aufstiegs in passende Umstände einzubetten und womöglich mit Zusatznutzen zu verbinden.

Ähnlich lassen sich politische Ideen und Ideologien durch die Methode des ‚Reverse-Engineering‘²⁸ auf praktische Lösungen vitaler Probleme zurückführen. Als Beispiele mag der Patriotismus dienen, speziell die Idee des Todes fürs Vaterland. Die zuweilen vorzufindende

²⁶ John Tooby, Irven DeVore: The Reconstruction of Hominid Behavioral Evolution through Strategie Modeling. In: Warren G. Kinzey (Hg.): Primate Models of Hominid Behavior. New York: Suny 1987, 183-237; Steven Pinker: Language as an Adaptation to the Cognitive Niche. In: Morten H. Christiansen, Simon Kirby (Hgg.): Language Evolution. States of the Art. New York 2003, 16-37.

²⁷ Vgl. noch einmal Eibl: Triaden (Anm. 12).

²⁸ Tooby, John, Leda Cosmides (2005): Evolutionary psychology: Conceptual foundations. In: Buss (Hg.): Handbook (Anm. 4) 5-67; <http://www.cbd.ucla.edu/downloads/concept-j16.pdf> (Stand: 22. 9. 2008).

Überlegung, dass dahinter ein genuiner angeborener ‚Todestrieb‘ stecke, ist biologisch gesehen Unsinn, denn Individuen, die mit ihm ausgestattet wären, hätten einen unausgleichbaren Nachteil in der Fortpflanzungskonkurrenz. Gleichwohl gibt es natürlich Fälle von Selbstzerstörung oder Selbstopfer, aber hier wird man nicht einen genuinen Todestrieb am Werke sehen können, sondern besondere kulturelle Umstände bzw. das Zusammenwirken mit anderen Handlungsdispositionen. So können z. B. riskanten Fürsorge- und Rettungsmanövern von Tier- und Menschenmüttern für ihre eigenen Kinder – Akte, denen man die ‚Idee‘ der Mutterliebe unterlegen kann – als Erbe aus sehr alter, vormenschlicher Zeit eingeschätzt werden, ähnlich auch die Kampfbereitschaft von männlichen Leittieren, die ‚ihr‘ Rudel verteidigen. Denn solche Verhaltensweisen verschaffen dem Genom einen Reproduktionsvorteil, der wiederum zu einer verstärkten Übertragung und erblichen Festigung der Neigung führt, Verwandte zu begünstigen. Aber die Idee eines Todes fürs Vaterland, d. h. für persönlich unbekannte Leute, wird relativ spät, zivilisatorischen Ursprungs sein, wie viele andere Ideen, die mit dem vergleichsweise modernen Phänomen der Staatlichkeit und seinen Problemen zusammenhängen – Rechtsstaat, Volkssouveränität, Menschenrechte usw. Die Erweiterung der Blutsverwandtschaft und der durch sie begründeten Solidarität auf alle Leute der gleichen ‚Nation‘ (die ‚Gesellschaft der Fremden‘²⁹) setzt aber zweierlei voraus: Die Fähigkeit zu einer sprachlich begründeten Neudefinition der ‚Auslöser‘ und eine Situation, in der diese Neudefinition überhaupt instrumentellen Sinn hat. Da ist es denn kein Zufall, dass die Idee der Nation – nach manchen Vorspielen³⁰ – erst im 19. Jahrhundert zum vollen Erblühen kam. Der Entwicklungsschub von Handel und Industrie ließ es sinnvoll erscheinen, Währungs- und Zollgrenzen niederzureißen, und es lag dann nahe, sich zunächst einmal mit den Nachbarn näher zu verbinden, mit denen man auf Grund der Sprache besonders mühelose Verständigungsmöglichkeiten hatte. Das ist sozusagen die breite ‚Sohle‘, mit der der Nationalismus des 19. Jahrhunderts auf dem Boden der Realität aufrucht. Hilfreich war es da auch, dass der Ideenhaushalt der Studierstuben auch die antike Tradition des ‚amor patriae‘ aufbewahrt hatte, dass Philosophen wie Herder, Fichte und Hegel ihre (fast) logischen Proklamationen ins Volk gehen ließen und dass die Napoleonischen Kriege in den überfallenen Ländern eine nie gekannte Solidarität entstehen ließen. Genug: Unter dem Namen der Ideologiekritik ist der naturalistische Ansatz jenseits und diesseits des Eisernen Vorhangs einige Zeit allzu sehr aufs plötzliche und vernichtende Entlarven hinausgelaufen; es wäre aber durchaus möglich, ihn in geduldiger Analyse zu verfolgen.

Schließlich sei noch ein kurzer Blick auf ein Beispiel aus der Metaphysik geworfen. Zur Zeit wird immer wieder einmal um den ‚freien Willen‘ gestritten. Kant hatte ihn binnensystematisch ganz gut untergebracht und zusammen mit Gott und Unsterblichkeit ein selbsttragendes Dreieck von ‚wahrem, begründetem Wissen‘ hergestellt. Wenn aber Gott und Unsterblichkeit keine umstandslos geteilten Voraussetzungen mehr sind, stellt sich verschärft die Frage nach der instrumentellen Funktion der Willensfreiheits-Idee.³¹ Selbst im Strafrecht, zu dessen Be-

²⁹ Vgl. dazu Gerhard Vowinckel: *Verwandtschaft, Freundschaft und die Gesellschaft der Fremden. Grundlagen menschlichen Zusammenlebens.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995.

³⁰ Eckhart Hellmuth, Reinhard Stauber (Hg.): *Nationalismus vor dem Nationalismus?* Hamburg: Meiner 1998 (Zs. Aufklärung 10, Heft 2).

³¹ Etwas ausführlicher vgl. Eibl: *Kultur*, 173-177.

gründung sie immer wieder hergenommen wird, müssten Gedanken wie Abschreckung und Resozialisierung eigentlich ausreichen, aber die pure Strafbarkeit wird durch die Unterstellung des ‚freien Willens‘ natürlich weit schneller begründet und realisiert. Das ist die ‚Sohle‘, mit der das Ideologem auf dem Boden aufruft. Ursprung ist vermutlich die Erfahrung, dass wir immer wieder vor Entscheidungen stehen (vgl. oben die Begründung, die James dafür gegeben hat). Das gilt auch dann, wenn man diese Entscheidungen letztlich als Ergebnis eines deterministischen Prozesses auffasst, denn jedenfalls nehmen wir selbst wahr, wie wir die Erfolgchancen verschiedener Möglichkeiten durchrechnen und schließlich eine von ihnen auswählen. Und bei jedem Fehlschlag, ob technischer oder moralischer Art, haben wir nachher das Gefühl: Ich hätte es besser anders gemacht. An dieser Stelle entsteht *Erfahrung*, die dann in die Determinanten der nächsten analogen Situation und Entscheidung eingeht. Der ‚freie Wille‘ ist das Ergebnis einer ‚fast-and-frugal‘-Argumentation, mit der man diesen Prozess des Erfahrungsgewinns begründen kann und die damit noch weitere Zwecke, wie etwa das schnelle Strafen auf Grund umstandsloser Zurechnung abweichenden Verhaltens, verbinden kann. - Ähnlich lassen sich natürlich auch die Funktionen der Ideen Gott und Unsterblichkeit ermitteln.

Zwischenbemerkung: Das Bedürfnis nach Geschichtsphilosophie.

Seit Jean-Francois Lyotards *La condition postmoderne* von 1979 gelten die ‚großen Erzählungen‘ als obsolet. In Lyotards Argumentationskontext waren damit die großen Geschichtsphilosophien gemeint, aber in der Rezeption wurde bald jede kohärente Faktendarstellung sozusagen der ‚Größe‘ verdächtigt. Tatsächlich liegt hier ein Problem.

Ich habe schon auf die Bedeutung der Sprache für die Bewirtschaftung aposteriorischer Wissensbestände hingewiesen. Eines der ältesten Instrumente sprachlicher Informationskonservierung und –übermittlung dürfte das Erzählen sein.³² Erzählen – im Sinne der *Repräsentation einer nicht-zufälligen Ereignisfolge*³³ - ermöglicht es, Fakten so anzuordnen, dass im zeitlichen Nacheinander eine Kausalkette entsteht. Das macht das Erzählen zu einem besonders wertvollen Instrument der Weltstrukturierung und legt die Vermutung³⁴ nahe, dass es schon sehr früh, praktisch mit der Entstehung einer Darstellungs- oder Vergegenständlichungssprache, als biologisches Apriori ausgebildet wurde. Hier, so kann man weiter vermuten, liegt der evolutionäre Ursprung aller Geschichtswissenschaft oder –konstruktion. Das pure Interesse

³² Zu derzeitigen Diskussion vgl. u. a. H. Porter Abbott: *The Evolutionary Origins of the Storied Mind. Modeling the Prehistory of Narrative Consciousness and Its Discontents*. In: *Narrative* 8 (2000), 247-256; Katja Mellmann: *The Multifunctionality of Idle Afternoons. Art and Fiction in Boyd’s Vision of Evolution*. In: *JLToonline Reviews* 2010. <http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/170/528>; Michelle Scalise Sugiyama und Lawrence Sugiyama: *A Frugal (Re)Past. Use of Oral Tradition to Buffer Foraging Risks*. In: *Studies in the Literary Imagination* 42, 2 (2009): *Biological Constraints on the Literary Imagination* (hg. Von Katja Mellmann und Anja Müller-Wood), 15-41.

³³ Vgl. Eibl: *Animal*, 256.

³⁴ Zum Begriff der ‚Vermutung‘, der Geisteswissenschaftler immer wieder annehmen lässt, das sei eben alles ungesichertes Wissen, mit dem man sich nicht abzugeben braucht, vgl. Karl R. Popper: *Gesammelte Werke*. Band 10: *Vermutungen und Widerlegungen. Das Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis*. Hrsg. v. Herbert Keuth ²2009. Geisteswissenschaftler sind da etwas verwöhnt durch die ‚Sicherheit‘ tautologischer Umformung von Leerformeln.

daran, „wie es eigentlich gewesen“ – so die berühmte Formel Leopold von Rankes – wäre demnach evolutionäres Erbe.

Zu diesem Nukleus gehört aber notwendig das Interesse an Erklärung und – die Handlungsdimension betreffend - Prognose. Erst Erklärung und Prognose geben der Erzählung Struktur und instrumentellen Wert. Andernfalls wäre sie ein bloßer Materialhaufen. Hier liegt aber auch eine Irrtumsquelle des narrativen Verfahrens. Erst wenn ich bestimme, *welche* Idee oder welches Ereignis narrativ erklärt werden soll, habe ich einen Gesichtspunkt der Faktenselektion. Es läuft aber dann alles mit scheinbarer Notwendigkeit auf diese Idee oder dieses Faktum zu. Wenn ich erklären will, weshalb ich mir den Kopf angestoßen habe, reduziert sich die gesamte Weltgeschichte auf den Ereigniszusammenhang, der zu meinem Missgeschick führte. Das ist auch richtig so, wenn es mir darum geht, gerade dieses Missgeschick künftig zu vermeiden. Ähnliches gilt für das Reich der Ideen: Wenn man den Nationalismus des 19. Jahrhunderts (oder den Antisemitismus des 20.) erklären will, dann konstruiert man eine Narration der Vorgeschichte, die ihn möglichst ‚notwendig‘ macht. Aber es kann dann leicht geschehen, dass aus der methodischen Teleologie eine ontologische wird. Die Weltgeschichte zielt dann ‚wirklich‘ auf die Zivilisation des weißen Mannes, die Gründung des Deutschen Reiches, auf den Jüngsten Tag, die Diktatur des Proletariats, die Errungenschaften der Aufklärung. Oder – naiv, aber recht wirkungsmächtig – die gegenwärtigen Gewohnheiten und Bedürfnisse; denn die mächtigste aller Teleologien ist die Ich-Teleologie.

Ideen erscheinen immer in der Form von Rudeln. Die Analyse eines solchen Ideenrudels wird deshalb immer zweierlei Kontexte zu berücksichtigen haben (und dabei unseren angeborenen Hang zur Monokausalität widerstehen müssen ...): Die einzelnen Teile eines solchen Rudels können durchaus verschiedene *externe* Bedürfnisse befriedigen, psychische, soziale, materielle Bedürfnisse. Zugleich sind sie *intern* durch die Kohärenzfaktoren Logik und Systematik zusammengebunden. Die Idee der Nation z. B. hat neben der Funktion, Handel und Verkehr mental zu stützen, auch Bedeutung für das Selbstwertgefühl und die soziale Disziplinierung; sie hängt logisch zusammen mit der Idee der Demokratie und Verfassung, der Allgemeinen Wehrpflicht, die ihrerseits wiederum bestimmte soziale Notwendigkeiten kanalisieren.

Man sollte sich nur bewusst halten, dass auch der Fortschritt oder Aufstieg, das Ankommen im gelobten Land oder die Sehnsucht danach keine empirischen Befunde, sondern angeborene ideelle Schemata sind, mit deren Hilfe wir empirische Befunde auf eine uns wohltuende Weise verarbeiten. Nachdem die soziologische Ideologiekritik teils verdämmert, teils zu bloßer Besserwisserei verkommen ist, wäre es an der Zeit für eine biologische Ideologiekritik.

Die Rolle der Emotionen und die Dichtung

Die Rede über ‚Ideen‘ oder über ‚Wissen‘ gerät regelmäßig ins Schlingern, wenn die Rolle der Emotionen oder der Dichtung erörtert werden soll. Sie werden meistens einfach ignoriert oder sie werden durch Einverleibung unschädlich gemacht. Beliebt ist für diesen Zweck das Deleuze-Wanderzitat: „Wissenschaft und Poesie sind gleichermaßen Wissen“³⁵ – was natür-

³⁵ Herkunft: Gilles Deleuze: Foucault. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1987, 34.

lich ebenso falsch wie richtig ist, je nachdem, wie man die Begriffe definiert und was man mit dem ‚gleichmaßen‘ anfängt. Das gleiche gilt für die Behauptung, Emotionen seien eine Art von Wissen (oder umgekehrt). Auch das ist nicht ganz falsch, zumal wenn man die biologische Perspektive anwendet. Letztlich kann man, je nach Wahl der Verallgemeinerungsebene, jede Unterscheidung in dieser Welt abweisen und kommt schließlich zum Ergebnis Sri Ramana Maharshis (und vieler anderer), dass alles Eins ist ...

Nun im Ernst: Während sonst Wissen und Emotionen häufig so behandelt werden, als gehörten sie verschiedenen Welten an, rückt gerade der biologische Ansatz beide tatsächlich so eng zusammen, das man sie für identisch, für zwei Dimensionen desselben Sachverhalts, halten möchte. Wenn die Kognitionen Instrumente sind, die zum Handeln anleiten, dann enthalten sie immer schon neben der informationsverarbeitenden eine appellativ-pragmatische oder normative Dimension. Auslöser und Verhalten sind bei den einfachen Reflexen so unlösbar aneinander gekoppelt, dass es überhaupt keinen Platz für selbständige Emotionen gibt. Wer die heiße Herdplatte anfasst, zuckt ‚instinktiv‘ zurück (erst danach kommt die Schmerz-Erfahrung, die uns für den künftigen Umgang mit Herdplatten präpariert). Das ist die Reaktionsweise einfacherer Lebewesen. Doch schon das bescheidene Maß an Improvisation, das bei Menschenaffen beobachtet wurde, setzt voraus, dass Antrieb und Handlung entkoppelt werden und eine Phase des Nachdenkens über die bessere von mehreren Lösungen eingeschoben wird. Da ist dann, wie schon Köhler beobachtet hat, auch eine zielfixierende Art des Zornes möglich, wenn eine Lösung nicht klappen will.³⁶

Der Hiatus also ist die Stunde der Emotion: Wenn zwar ein Antrieb wirkt, aber keine entsprechende Handlung ausgeführt werden kann, aus welchem Grund auch immer.³⁷ Die Emotion entspringt aus der Ungelöstheit der Situation und bewirkt, dass das Innehalten nicht zum Stillstand wird, sondern zu einer Art Reflexionsintervall, in dem die verfügbaren Informationen abgewogen und mit den Verhaltensprogrammen korreliert werden können, ehe dann die Handlung erfolgt (oder nicht). Durch die Emotion bleibt die Verbindung zum Handlungsziel erhalten. Das verhält sich auch bei unserem zornigen Schimpansen so:³⁸ Die Wutausbrüche fixieren seine Aufmerksamkeit auf das Problem, das er lösen will, und auf das Instrument, mit dem das geschehen soll. Ähnlich wie die Wut über das Misslingen können auch die Sehnsucht nach einem fernen Ziel oder die Trauer um ein verlorenes Gut oder die Angst vor einem Feind zur Handlung anleiten, wenn Handlung wieder möglich ist. Bis dahin befinden wir uns in einem Zustand, in dem Kognitionen und Emotionen zwar aktiv sind, aber keine äußeren Handlungen verursachen. John Tooby und Leda Cosmides haben für diesen Zustand den anschauli-

³⁶ Köhler: Intelligenzprüfungen, beobachtet den Schimpansen Koko, der mit den Kisten nicht klar kommt. „schließlich geht Koko auf sie los und beginnt sie in der größten Art zu misshandeln; außer sich vor Zorn schüttelt er sie hin und her und bearbeitet sie auch noch mit den Füßen [...] immer wieder bleibt Kokos Blick, wenn er sich vom Ziel abwendet, an der Kiste haften, er starrt sie an und gleich darauf fällt er auch schon wütend über sie her.“ (32)

³⁷ Ähnlich Klaus R. Scherer: Emotion Serves to Decouple Stimulus and Response. In: Paul Ekman, Richard J. Davidson (Hg.): *The Nature of Emotion. Fundamental Questions*. New York, Oxford: Oxford University Press 1994, 127-130. Dazu den theoretischen Teil A von Katja Mellmann: *Emotionalisierung. Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche*. Paderborn: Mentis 2007.

³⁸ Vgl. Anm. 36.

chen Begriff der Quarantäne (auch der cognitive firewall) benutzt.³⁹ Es ist ein abgeschlossener Nachdenkraum, wie ihn z. B. auch der klügere Schimpanse benutzte, wenn er gedanklich die richtigen Werkzeuge für das Erreichen des Leckerbissens erprobte.

Wir nähern uns der dichterischen Fiktion. Denn in diesen Zusammenhang gehören natürlich auch Spielhandlungen. Ihr Quarantänecharakter wird schon beim Spiel der Tiere in aller Regel durch beobachtbare äußere Zeichen markiert.⁴⁰ Seit den Arbeiten von Karl Groos⁴¹ wird der ‚Spiel-Trieb‘ nicht mehr nur auf Kraftüberschuss zurückgeführt, sondern auf das Fertigmachen angeborener Fähigkeiten und insbesondere den Einbau von Erfahrungen. Spiel ist damit in hohem Maße überlebens- und fortpflanzungsrelevant. Alle höheren Tiere spielen, insbesondere im Jugendalter, und gerade für eine Spezies wie den Menschen, der im besonderen Maße auf die Ausbildung seiner angeborenen Dispositionen zu kulturellen Fertigkeiten angewiesen ist, ist das Spiel von großer Bedeutung – auch noch im Alter, wenn der Fernsehkrimi oder das Skatspiel immer noch Lust bereiten und die cerebralen Schaltkreise vor allzu schnellem Zerfall bewahren.

Insoweit ist also auch der spielerische Umgang mit den Werkzeugen der Daseinsbewältigung nützlich und einer instrumentalistischen Deutung zugänglich. Nicht dass nun Beethovens Sinfonien oder Goethes *Maifest* auf die ungefährliche Einübung bestimmter Fähigkeiten zu reduzieren wären. Der Zusammenhang ist komplizierter und nur über einen Umweg zu verstehen. Dass Spielen durch Lust motiviert ist, ist uns so selbstverständlich, dass wir die evolutionäre Unwahrscheinlichkeit und damit Erklärungsbedürftigkeit dieser Lust erst in einem zweiten Anlauf wahrnehmen. Es sind ja keine aktuellen Überlebensvorteile, durch die unser Spiel belohnt wird, sondern Langzeitvorteile, wie sie allenfalls gesundheitsbewussten Joggern als Motivation dienen können, aber nicht Kindern oder gar Tieren. Die sinnlosen, aber höchst engagierten mentalen Exerzitien gar, die man beim Schachspiel oder beim Beobachten eines Fußballspiels vollführt, sind nur denkbar im Zusammenhang mit einem stark ausgebildeten intrinsischen Belohnungssystem, das sich am Leitfaden des *Langfrist-Nutzens* solcher oder ähnlicher Betätigungen entwickelt hat. Das intrinsische Belohnungssystem honoriert Betätigung

³⁹ John Tooby, Leda Cosmides: Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik. In: Uta Klein, Katja Mellmann, Steffanie Metzger (Hg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur. Paderborn: Mentis 2005, 217-244. Original: Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction and the Arts". In: SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism (2001) 30, H. 1-2, Issue 94/95, Special Issue: On the Origin of Fictions, 6-27; John Tooby, Leda Cosmides: Consider the Source. The Evolution of Adaptations for Decoupling and Metarepresentations. In: Dan Sperber (Hg.): Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective. New York: Oxford University Press 2000, 53-116.

⁴⁰ Katja Mellmann: Das 'Spielgesicht' als poetisches Verfahren. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie. In: Thomas Anz, Heinrich Kaulen (Hg.): Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte. Berlin, New York: de Gruyter 2009, 65-86. Zur biologischen und kulturellen Funktion des Spiels vgl. ferner Karl Eibl: Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Ein evolutionsbiologischer Zugang. In: Anz/ Kaulen (Hg.): Literatur als Spiel, 19-33. Ferner Karl Eibl: Survival oft he Happiest. Über den Nutzen des ästhetischen Vergnügens. In: Ernst Peter Fischer und Klaus Wiegandt: Evolution und Kultur des Menschen. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2010, 197-219.

⁴¹ Karl Groos: Die Spiele der Menschen. Hildesheim, New York: Olms 1973 [zuerst Stuttgart 1899]. Karl Groos: Die Spiele der Tiere. Jena: Fischer ³1930 [zuerst 1896]. John Tooby, Leda Cosmides: Schönheit, sowie Consider. (Anm. 39)

und Funktionieren unserer Adaptationen, auch wenn wir diese zweckfrei und im Leerlauf betätigen. Auf diese Weise können Übungen grundsätzlich aller Adaptationen motiviert werden, Übungen der fünf oder sechs Sinne, doch auch Übungen der übrigen Erkenntnis- und Empfindungsvermögen, die alle der regelmäßigen Ausbildung und Kalibrierung in entlasteten Situationen bedürfen. Das ist die evolutionäre Basis.

Natürlich können sich an diese lustbestimmten Aktivitäten unter Kulturbedingungen wieder andere, durchaus zweckorientierte Handlungen anlagern und sozusagen an der Lust schmarotzen. Dem aufmerksamen Blick wird schnell deutlich, dass es nahezu keine menschliche Aktivität gibt, die nicht mit sachlich ‚Überflüssigem‘ verknüpft wird. Das ist ein eigenes Thema, das hier nicht weiterverfolgt werden kann. Eine besondere Rolle nimmt dabei unser Sprachvermögen ein. Auch wenn wir es mit Lust und ohne Zweck betätigen wollen und uns nicht mit Säuglings-Gebrabbel begnügen wollen, geraten wir unausweichlich in die semantische Dimension. Alle Witze und Rätsel – als Musterbeispiele für elementare Sprach-Spiele – bedienen sich der Semantik und machen auf diese Weise die Welt und unsere Gedanken über die Welt zum Spiel-Zeug, auch wenn sie sich, wie im Dadaismus oder in der Konkreten Poesie, dem Transport von ideellem Gehalt verweigern und ihn gerade durch diese Provokation thematisieren. Auf dieser Basis kann die Heiterkeit der Kunst dann doch wieder eingesetzt werden für eine Vielzahl von Zwecken, für Merkverse zur lateinischen Grammatik, Zoten oder Liebesgedichte oder für Epen, die nicht weniger erzählen als die Entstehung und den Aufbau der Welt.